Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

44 (26.1.1900) Badisches Museum, Nr. 8

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 8. — Erscheint zweimal wöchentlich. — 27. Jan. 1900.

Die alte Truhe.

Humoreske von B. Rittweger.

Wir waren immer vortrefflich zusammen ausgekommen, mein Freund Möller und ich, bis — ja, da muß ich erst etwas weiter ausholen. Mein Freund Möller war von jeher der gemütlichste Mensch unter der Sonne gewesen, eine ehrliche treue Haut, stets bereit, mitzuthun, wenn andern etwas Freude machte, nie ein Spielverderber, kurz, der angenehmste Gesellschafter, den man sich nur denken konnte.

Was den Umgang mit ihm so besonders bequem machte, war, daß er keinerlei Steckenpferd ritt. Er hatte Interesse für alles, was seine Freunde bewegte. Und er verlangte nie Revanche, denn, wie gesagt, er ritt kein Steckenpferd, bis — ja so erst noch eins. Wir hatten uns schon auf der Schule nahe gestanden, hatten während unserer Universitätszeit derselben alma mater angehört und hatten uns, nachdem er seine Vorbereitungszeit zum Richter, ich die für den höheren Lehrer hinter mir hatte, in unserer Vaterstadt wiedergefunden, wo wir beide zu wirken berufen waren. Unsere bessere Hälften harmonierten — ein seltener Fall — eben so trefflich, als ihre Männer und es entwickelte sich ein geradezu idealer Verkehr zwischen uns, bis — Freund Möller eine Erbschaft machte. Die Erbschaft eines alten Großonkels, die in einem beträchtlichen Barvermögen und dem Hausrat bestand. Der Hausrat des Sonderlings, der ein eifriger Sammler von Antiquitäten gewesen, war ein wunderliches Gemisch von Raritäten. Ich riet meinem Freund, den ganzen Plunder, an den sich keinerlei pietätvolle Erinnerungen für ihn knüpften, zu verkaufen, aber da kam ich schön an. Bereits hatte er ihn oder er hatte es — das Steckenpferd! Und von der Zeit an war es mit der Gemütlichkeit unseres Verkehrs vorbei. Freund Möller mietete, ohne auf das Lamento seiner Gattin zu achten, eine größere Wohnung und brachte die sämtlichen wurmstichigen, mottenzerfressenen, gekitteten Schätze, die allerdings teilweise von hohem Wert waren, unter. Er legte Kataloge an, studierte kunsthistorische Werke, um Alter und Seltenheit der einzelnen Gegenstände zu bestimmen und hatte nur noch Sinn für sein „Museum“. Er begnügte sich aber nicht mit diesem Besitz, sondern er fahndete, von Sammlerwut erfaßt, auf neue Erwerbungen und es war bald kein Gespräch mehr mit ihm zu führen, in dem es nicht von Ausdrücken wie Frühgotik, Spätrenaissance, Bronce- und Steinzeit, Intarsia, Wedgewood und dergl. geschwirrt hätte.

Die früher so gemütlichen Skatabende, an denen sich auch unsere Frauen beteiligten, wurden nun zur Marter für uns andere. Denn mitten im schönsten Spiel kam es vor, daß Freund Möllers Auge sich fest auf einen Punkt heftete, daß er die Karten hinwarf und mit den Worten aufsprang: „Entschuldigen Sie, verehrte Freundin, diese Broche, ist das Imitation oder ist es eine Antiquität?“ Dabei näherte er sich dem Gegenstand seines Interesses, um gleich darauf mit einem Seufzer der Enttäuschung zu entdecken, daß die Broche „Imitation“ war.

So trieb er's geraume Zeit. Aus dem gutmütigen, harmlosen Gesellschafter war ein Fanatiker schlimmster Sorte geworden, der seine Umgebung gerade zur Verzweiflung bringen konnte. Unsere regelmäßigen Spaziergänge wurden ebenfalls davon beeinträchtigt. Früher waren wir behaglich nebeneinander hergebummelt, hatten geplaudert oder nicht, je nach Stimmung. Nunmehr mußte ich stundenlang eifrigen Auseinandersetzungen über eingelegte Schränke, Rokokobilderrahmen, über Meißner Porzellan und dergleichen Dinge mehr mit anhören. Versuchte ich es, ihn gewaltsam zu unterbrechen, so wurde er sehr unangenehm. Es war einfach entsetzlich! In aller Güte hatte ich ihm schon manches Mal klar zu machen gesucht, daß ich sein Interesse nicht zu teilen vermöge, daß er mich mit den ewigen Altertümern verschonen solle! Vergeblich! Er nahm das sehr übel, sprach von Einseitigkeit, denen es an jeglicher Begeisterungsfähigkeit mangele.

Unsere Freundschaft drohte, in Stücke zu gehen, und mir graute vor solchem Bruch. Ich hing an Möller und wollte ihn nicht aufgeben. Vergebens ersann ich Mittel, ihn zu kurieren, den früher so liebenswürdigen Menschen wieder genießbar zu machen.

Um diese Zeit fiel uns das Legat einer Tante zu, welches aus mehreren hundert Mark und verschiedenen Einrichtungsstücken bestand. Nachdem das Legat in unseren Besitz übergegangen und wir die geerbten Bilder u. s. w. unserem Haushalt einverleibt hatten, kam der erste Skatabend seit der „Erbschaft“ bei uns heran. Freund Möller und seine Frau stellten sich rechtzeitig bei uns ein. Wir saßen zu vieren, wie stets, um den Spieltisch. Die Karten lagen bereit, aber zum Spielen kamen wir nicht, denn Freund Möller sprach schon seit einer halben Stunde über die „eminente“ Seltenheit seiner neuesten „Erwerbung“, einer kleinen Elfenbeindose, die er aus seiner Westentasche hervorgeholt und triumphierend vor uns hingestellt hatte. Eine endlose Vorlesung über die Elfenbeinschnitzereien des achtzehnten Jahrhunderts schloß sich daran. Ich fühlte, wie mich ein Gähnkrampf zu befallen drohte. Da kam mir eine Idee — so wollte ich mich rächen für alle Unbill, die mir Freund Möller angethan!

Ich legte die Karten, die ich in der Hand hielt, nieder, und als er endlich eine kleine Pause machte, hob ich an: „à propos, lieber Möller, Du interessierst Dich ja für so etwas — wir haben da unter den Sachen, die meine Tante uns vermacht hat, eine wunderschöne alte Truhe. Sie stammt noch aus dem vorigen Jahrhundert. Massiv Eiche mit Beschlag aus Schmiedeeisen. Willst Du Dir das Dings 'mal ansehen?“ Wie elektrisiert sprang er auf.

„Aber selbstverständlich, lieber Freund. Ist sie Dir vielleicht feil? Ich —“

Meiner Frau zuckte es um die Mundwinkel. Sie kannte mich und sah mir an, daß ich etwas plante. Ich zwinkerte ihr mit den Augen zu, daß sie mich gewähren lassen solle, dann ergriff ich eine Kerze und wanderte voran in das Logierzimmer, wo besagte Truhe ihren Platz gefunden hatte. Feierlich begann ich, sie von allen Seiten beleuchtend: „Ja, dieses ehrwürdige Möbel verdanke ich der Güte meiner lieben Tante. Ich werde es als ein Wahrzeichen der Kunstarbeit des vergangenen Jahrhunderts stets in Ehren halten. Feil ist es mir natürlich nicht.“ Auf diese salbungsvolle Rede ertönte laut und grell Möllers höhnisches Gelächter. „Ein Wahrzeichen des vergangenen Jahrhunderts, sagst Du?“ „Da bist Du aber gründlich irre! Das Dings — es ist ja recht hübsch, aber es ist höchstens zwanzig, dreißig Jahre alt. Es ist ganz moderne Arbeit, wenngleich es allerdings einem älteren Stil ziemlich — hm, laß' sehen — ja, ganz recht — ziemlich getreu nachahmt. Da hast Du Dir wohl 'was weiß machen lassen!“

„Ich muß sehr bitten,“ so brauste ich auf. „Ich weiß definitiv aus dem Mund meiner Tante, daß diese Truhe aus dem vorigen Jahrhundert stammt, und ich will nicht hoffen, daß Du mich einer Lüge zeihen wirst —“

„Aber, lieber Freund, ich sage Dir nochmals, die Truhe ist höchstens dreißig Jahre alt, vielleicht auch fünfunddreißig, aber das ist das äußerste —“

„Ueber die Zahl der Jahre will ich garnicht streiten, aber ich bitte mir aus, daß Du mir Glauben schenkst, wenn ich Dir versichere, sie stammt aus dem vorigen Jahrhundert und ich —“

„Das wird sehr leicht zu ergründen sein. Wir brauchen nur einen Sachverständigen zu Rat zu ziehen, wenn Du mich nicht für kompetent hältst —“

„Ach was, Sachverständigen! Ich wette um jede Summe mit Dir, daß ich recht habe. Ich werde Dir Beweise erbringen. Im Nachlaß meiner Tante werden sich höchst wahrscheinlich noch Aufzeichnungen finden. Ich besitze eine Menge Schriftstücke und werde morgen gleich nachsehen —“

„Na gut, dann wetten wir also! Es widerstrebt zwar eigentlich meinem Empfinden, zu wetten, wenn ich so sicher überzeugt bin, daß ich gewinnen muß —“

„O bitte — keine unnötigen Sentimentalitäten — da wäre ich im selben Fall —"

„Also, Du willst es." Hohngetränkt kamen die Worte aus seinem Munde. „Ihr seid Zeugen", so wandte er sich an die Frauen — „wenn es Dir gelingt, nachzuweisen, daß die Truhe" — spöttisches Lächeln begleitete diese Rede — „aus dem vorigen Jahrhundert stammt, zahle ich drei Flaschen französischen Sekt, trinkbar am nächsten Skatabend. Du hast die gleiche Verpflichtung, falls Du nicht Recht behältst. Topp!"

Wir schlugen ein und, nachdem mein Freund noch einen verächtlichen Blick auf die schöne Truhe geworfen, begaben wir uns an den Spieltisch zurück, wo wir endlich zu unserem Skat gelangten. Eine rechte Stimmung wollte aber nicht aufkommen. Freund Möller behielt seine überhebende, spöttische Stimme bei; seine Frau beobachtete ihn ängstlich von der Seite, ich that verstimmt, obgleich ich innerlich jubilierte und meine Frau wußte nicht, was sie aus alledem machen sollte.

Nachdem sich Möllers verabschiedet hatten, kramte ich noch lange Zeit in den hinterlassenen Briefen und Rechnungen meiner Tante, die nach Jahrgängen geordnet waren.

Ich fand bald, was ich suchte. Eine quittierte Rechnung über eine Truhe von Eichenholz mit Beschlägen von dem Möbelhändler Kramer für Fräulein Susanne Röhrig. Betrag: 50 Mark. Datum: 20. Dezember 1885. Letztere Zahl unterstrich ich dick mit roter Tinte. Diese quittierte Rechnung packte ich fein säuberlich in einen Briefbogen mit folgender Notiz: Anbei den Nachweis, daß die Truhe aus dem vorigen Jahrhundert stammt. Auf frohes Wiedersehen beim Sekt.

Dein treuer Freund.

Darunter das Datum: 14. Januar 1900. Die letzte Zahl unterstrich ich ebenfalls dick mit roter Tinte.

Freund Möller machte gute Miene zum bösen Spiel und nahm mir den Scherz nicht nur nicht übel, sondern zog eine Lehre daraus.

Der Sekt ist bereits getrunken und noch ein weiterer Skatabend ist vergangen, ohne daß wir etwas über Antiquitäten dabei zu hören bekommen hätten. So wird denn hoffentlich im neuen Jahrhundert unsere alte Freundschaft ungestört blühen und gedeihen, Dank der Truhe, die „noch aus dem vorigen" stammt.

Künstler auf Reisen.

Josef Kainz liegt, wie wir mitgeteilt haben, an einer leichten Lungenentzündung krank in Frankfurt a. M. darnieder. Vielleicht befände er sich heute wohl und munter in seinem behaglichen Wiener Heim, wenn er zu Hause geblieben, statt sich in der Zeit, wo Influenza und Grippe ihre fettesie Ernte halten, den Wechselfällen der künstlerischen Wanderschaft auszusetzen. Aber sobald ein Künstler „in der Mode ist", wird er Spekulant mit seinem künstlerischen Kapital, das ihn, sobald er Zeit zur Ausbeutung hat, rasch zum Großkapitalisten des Theaters macht. Wer den modernen Engagementsvertrag eines erstklassigen Künstlers durchliest, wird finden, daß der Künstler gleich dem Kaufmann genau die Zeit fixiert, die ihm gestattet, seine Kräfte gegen hohes Honorar in den Dienst eines andern Unternehmers zu stellen. Jeder spielfreie Tag wird geschäftlich ausgenützt, denn der Held der Bühne ist eben nicht allein Künstler, sondern auch Geschäftsmann, dessen Devise: „Zeit ist Geld" lautet!

Zur besonderen Ausnützung der eigenen künstlerischen Kraft wird zumeist der sogenannte Erholungsurlaub, der im Vertrag genau vorgesehen ist, ausgewählt. Diese Erholungsurlaube sind nur dazu da, damit der beurlaubte Künstler täglich an einem andern Orte gastiert, während der Nacht reist, um am nächsten Tag pünktlich um 1/2 11 Uhr auf den Proben der Theater einer anderen Stadt erscheinen zu können. Jetzt liegt eben die richtige geschäftsmäßige Ausbeutung der Kunst auf den Bahnschienen. Zwischen den Ankunfts- und Abfahrtszeiten der Orient-Expreß, Ostend- und Blitz-Züge zeigen sich die bedeutenden Mimen. Und ehe man noch mit dem Nachdenken darüber fertig ist, ob die Leistung, die uns eben der Berühmte geboten, wirklich ein psychologisches Kunstgebilde war, ist er schon abgeschminkt, sitzt im Waggon und fährt weiter ost- oder südwärts. — Mein Gott! man muß geizen mit der Gegenwart und die Konjunktur, solange man in Mode ist und das Publikum sich noch von den Modehelden der Kunst auch die Schablone bieten läßt, benützen.

Sie waren da — und sie waren nicht mehr da. Weit her kommt ein schöngefiederter Vogel geflogen, setzt sich auf einen Zweig, pfeift sein Liedchen, und bevor man aufschaut, ist er weggeflogen. So machen sie es alle, die berühmten Zigeuner der Schauspielkunst, woher sie auch kommen und wessen Geschlechtes sie sein mögen. Früher nannte man sie Mauernweiler, denn sie weilten gewöhnlich doch einige Wochen in unseren Mauern. Das Wort paßt aber schon längst nicht mehr für unsere Zeit der Blitzzüge. Die Herrschaften weilen nicht, sie eilen bloß: angekommen — abgefahren. Mit diesen Worten charakterisiert Wittmann die Geschäftskundigen der Kunst. Der Tag hat leider nur 24 Stunden, und in diesen 24 Stunden muß oft dreimal gespielt werden, macht zwölf Stunden, bleiben nur noch zwölf Stunden. Man rechne zwei für das Essen, fünf für das leider unvermeidliche Schlafen, drei für Proben, Empfang von Besuchen, Abweisen aufdringlicher Bewunderer, erübrigen zwei lumpige Stunden für das Nachbestellen von Toiletten, das Ausarbeiten von Reklame, den Streit mit dem Direktor des Theaters, den Impresario." — Manchmal geht es sehr knapp mit der Zeit aus, namentlich abends, wo der Expreß-Zug, der den Berühmten in eine andere Stadt entführen soll, bereits um 10 Uhr 5 Minuten abends abgeht und die verdammten Expreßzugsleiter haben so wenig Respekt vor dem Berühmten, daß sie auch nicht eine Minute warten, wenigstens so lange, bis der Berühmte, der noch im letzten Akt nach den Regeln der Realistik auf der Bühne des Stadttheaters seine Seele auszuhauchen hat, gestorben ist. Ach was, wegen der dummen Sterbescene wird doch nicht der Berühmte den Anschluß an den Expreßzug versäumen, um einen Gastspieltag in X. zu verlieren, wo das Haus bereits ausverkauft ist? Ach nein, das kann das Publikum von dem Liebling, den es eben fünfzehn Mal im vorletzten Akt gerufen, nicht verlangen.

Und es verlangt es auch nicht. Denn es hat keine Ahnung davon, daß die Komödie, die ihm doch wohl ganz vorgespielt werden sollte, im letzten Akt schnell um fünf Scenen gekürzt wurde, und daß der Berühmte einfach — ohne Todeskampf rasch und sanft verscheidet. Das ist schmerzloser für die Nerven. Man bewundert die realistische Art seines kurzen Sterbens. Eine Bewegung, als er niedersinkt, deutet allerdings an, daß der Todeskampf ein längerer werden dürfte. In diesem Augenblick ruft der Impresario aber aus den Kulissen: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, wir versäumen den Zug — es ist bereits 5 Minuten vor 3/4 10 Uhr, und um 10 Uhr 5 Minuten geht der Zug nach X." — „O!" stöhnt der Berühmte auf der Bühne, nachdem er die Worte des Talentpächters gehört, richtet sich auf — starrt ins Publikum — eine Konzession muß man den Zuhörern ja machen — ein rascher Griff mit der linken Hand ans Herz, dann an den Hals, und niedersinkt die tote Masse. — Der Berühmte starb kurz, effektvoll, um zehn Minuten später zur Bahn zu fahren. Diesmal zeigte er sich dem stürmenden Publikum nicht mehr, denn, so hieß es später in der Reklamenotiz des Impresario, der natürlich den raschen Schluß, den kurzen Tod des Berühmten zu entschuldigen sucht, „das Gefühl des Künstlers sei empört über die Taktlosigkeit gewisser moderner Größen, die, wenn sie auf der Bühne gestorben, sich auf den Ruf der applaudierenden Menge sofort zeigen." Nein, für solche unwürdige Fechterkunststücke war der Berühmte in X. nicht zu haben, denn — er würde sonst ja den Expreß-Zug versäumt haben.

Der Impresario des Herrn Josef Kainz versandte als Reklame seiner Thätigkeit einen Ausweis, wonach der Künstler während seines 31tägigen Urlaubs in 28 verschiedenen Städten die anstrengendsten Rollen spiele und dabei reise. In diesem einen Monat muß Herr Kainz 20 000 M. durch Gastspiele rein verdienen. Herr Josef Kainz verdient aber auch in einem Jahre an Gage und durch Gastspiele bei nur 10monatlicher Thätigkeit 45 000 Gulden oder 90- bis 100 000 Mark. Wie das gemacht wird? Einfach durch kaufmännische Ausnutzung der Kunst. In wilder Hast nimmt Josef Kainz die Gastspiel-Stationen — man kann alles beim Theater. Da gab es z. B. erst kürzlich im Hofburg-Theater eine Aufführung der „Jüdin von Toledo". Kainz mußte an demselben Abend verreisen, um ein auswärtiges Gastspiel in Gera einzuhalten. Der Fiaker war für 1/4 10 Uhr bestellt, um den Künstler rechtzeitig zur Bahn zu bringen. Man lachte im Burgtheater. Wie wäre es auch möglich, „Die Jüdin von Toledo" bis 1/4 10 Uhr abzuspielen? Kainz brachte es zustande. Er jagte die Rede mit Blitzzuggeschwindigkeit herab. Um 1/4 10 Uhr hatte er Grillparzer erledigt. So wird's gemacht. Diese Kunststücke darf sich auch natürlich immer nur ein Liebling, ein Schauspieler erlauben, der gerade in der Mode ist. („B. L.-A.")

Die Entwicklung der Fernsprechtechnik

bildete den Gegenstand, über den Telegrapheningenieur Feyerabend auf dem letzten parlamentarischen Abend, zu dem der Staatssekretär des Reichspostamts v. Podbielski und Frau am 16. d. M. eingeladen hatten, einen interessanten Vortrag hielt. Parlamentarier, die Chefs der Reichsämter, Gesandte, Kaufleute, Gelehrte, höhere Postbeamte, Generäle, Offiziere u. s. w. bildeten mit ihren Damen die Zuhörerschaft, die im Lichthofe des Postmuseums den anschaulichen, durch zahlreiche Apparate, Modelle und Lichtbilder unterstützten Ausführungen mit gespanntem Interesse folgten. Eingangs wies Redner darauf hin, daß das Telephon eine deutsche Erfindung sei, indem er die Thatsachen und näheren Umstände anführte, die unseren Lesern aus unserer Besprechung der verdienstlichen Hartmann'schen Schrift: „Das Telephon eine deutsche Erfindung" („Straßb. Post" Nr. 20) bekannt sind. Die Apparate, an denen der Erfinder des Telephons Lehrer Friedrich Reis in Friedrichshof seine ersten Versuche machte und die jetzt zu den Schätzen des Reichspostmuseums gehören, wurden vorgezeigt. Eine einfache

und praktische Form gab, wie Herr Feyerabend weiter ausführte, dem Telephon allerdings erst der Amerikaner Bell, dessen beide zuerst nach Deutschland gekommenen Apparate gleichfalls vorgezeigt wurden. Für die Entwicklung des Fernsprechwesens wurde die Erfindung des Mikrophons, die wir Hughes verdanken, von einschneidender Bedeutung, da dieser Apparat erst das Sprechen auf große Entfernungen ermöglichte. Bald nach dem Bekanntwerden des Bell'schen Apparates hat Staatssekretär v. Stephan das Telephon in der verbesserten Einrichtung von Siemens als Telegraphenapparat zur Verbindung kleiner Ortschaften nutzbar gemacht und es bald darauf auch in unmittelbaren Dienst des Publikums gestellt. Die Zahl der jetzt, noch nicht 25 Jahre nach Einführung des Telephons, überhaupt auf der Erde vorhandenen Apparate schätzt der Vortragende auf 10 Millionen. An der Hand einer reichhaltigen Sammlung von Fernsprechgehäusen wurde gezeigt, welche Wandlungen die Ausrüstung der Telephonstationen durchgemacht hat, ehe sie ihre jetzige Handlichkeit erreichte. Umständlich im Vergleich zu unseren jetzigen Einrichtungen waren auch die ersten Umschalter auf den Vermittlungsämtern. Die heutigen sog. Vielfachumschalter machen es möglich, daß eine Fernsprechbeamtin einen Abonnenten mit einem beliebigen anderen unter 10—15 000 Abonnenten durch eine einfache Stöpselschnur verbinden kann, ohne sich vom Stuhl zu erheben. Wenn ein Teilnehmer das Amt anruft, so fällt dort als Zeichen für die Beamtin eine Nummerscheibe oder Klappe, eine Einrichtung, die gleichfalls an einem großen Modell anschaulich vorgeführt wurde. In Amerika wendet man neuerdings anstelle der Klappen nebst ihren Elektromagneten kleine Glühlampen an, die bei ihrer Kleinheit Raum für eine Vermehrung der Teilnehmerklinken schaffen und zudem die Aufmerksamkeit des Schaltbeamten besonders anregen. Auch diese Neuerung führte Herr Feyerabend im Betrieb vor, indem er gleichzeitig mitteilte, daß das Reichspostamt erwäge, einen großen Umschalter mit Glühlampen auch im Gebiete der deutschen Reichspost versuchsweise anzuwenden. Unter den Kosten der Fernsprecheinrichtung spielt die Besoldung des Bedienungspersonals eine große Rolle, weshalb es nicht an Vorschlägen gefehlt hat, die Verbindungen auf dem Vermittlungsamt rein automatisch herstellen zu lassen, die Schrankbeamten also, die zudem leicht die ihnen zugerufenen Nummern falsch verstehen können, entbehrlich zu machen. In Berlin ist gegenwärtig ein solches automatisches Amt, an das zweihundert Postdienststellen und zweihundert Privatpersonen angeschlossen werden sollen, in der Einrichtung begriffen. Der Probeversuch soll vorläufig ein Jahr dauern; er wird ergeben, ob dieser amerikanischem Erfindungsgeist entsprungene automatische Umschalter eine genügende Betriebssicherheit gewährleistet. Von den Umschaltsystemen zeigte der Vortragende Lichtbilder und betriebsfähige Modelle. Besonderes Interesse erweckte auch die künstliche Erzeugung eines Kurzschlusses in einer telephonischen Leitung. Herr Feyerabend schloß seinen interessanten und anregenden Vortrag, der den lebhaftesten Beifall der Versammlung fand, mit dem Hinweis, daß uns die Wissenschaft und die Technik täglich mit neuen Erfindungen beschenken, und daß wir auch auf dem Gebiete des Fernsprechwesens noch Ueberraschungen zu erwarten hätten, wenn auch vorläufig die Telephonie ohne Draht in weiter Ferne liegen dürfte.

Verschiedenes.

* **König Wilhelm und General Steinmetz.** In einem soeben erschienenen Buch „General-Feldmarschall v. Steinmetz" von H. v. Kropsigk findet sich die Kabinettsordre im Wortlaut abgedruckt, durch die Steinmetz infolge seines Verhaltens gegen den Prinzen Friedrich Karl seines Oberkommandos entbunden wurde. Diese Ordre, die dem General v. Steinmetz am 15. Sept. 1870 zuging, lautet, wie wir aus der „Tägl. Rundschau" ersehen:

Nachdem ich Ihr Schreiben vom 7. d. M. erhalten, bedarf es der durch meine Ordre vom 9. d. M. angeordneten Berichterstattung nicht mehr, denn es können in dieser Angelegenheit leider keine Zweifel mehr obwalten. Der General der Kavallerie Prinz Friedrich Karl von Preußen, königliche Hoheit, war vollkommen berechtigt, bei dem Begegnen mit Ihnen eine Meldung Ihrerseits zu verlangen, denn ich habe Sie ausdrücklich und in ganz bestimmten Worten unter seine Befehle gestellt, und es ist eine völlig zweifellose dienstliche Vorschrift, daß bei dem dienstlichen Begegnen mit dem Vorgesetzten von jedem Untergebenen, ohne Ausnahme, diese Meldung abzustatten ist. Einen ferneren nicht zu verkennenden Mangel an Gehorsam haben Sie gegen den General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, königliche Hoheit, dadurch begangen, daß Sie sich geweigert haben, die von ihm befohlene Auskunft zu erteilen. Ich möchte es gern vermeiden, Ihnen, einem General von so großen Verdiensten um das Vaterland, harte Worte zu sagen, und darum will ich nicht weiter darauf eingehen, wie oft und in wie schonender Weise ich Ihnen im Laufe dieses Feldzuges den Wunsch ausgesprochen habe, daß Sie sich diejenige Fügsamkeit aneignen möchten, ohne die der beste General in der Gliederung einer Armee unmöglich ist. Sie haben dies nicht über sich vermocht, und bleibt mir daher nur übrig, den durch Sie veranlaßten, Ihre dienstliche Stellung zum General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, königliche Hoheit, völlig unmöglich machenden Konflikt dadurch zu lösen, daß ich Sie hierdurch von dem Oberkommando der Ersten Armee entbinde. Ich ernenne Sie gleichzeitig zum Generalgouverneur von Posen, Bereich des 5. und 6. Armeekorps, und stelle Ihnen ganz anheim, mir einen oder mehrere Adjutanten Ihres bisherigen Stabes zu bezeichnen, die Sie etwa mit nach Posen zu nehmen wünschen. Was in dieser meiner Bestimmung Schmerzliches für Sie liegt, das müssen Sie sich selbst zuschreiben, denn ich glaube es wohl aussprechen zu können, daß ich die äußerste Schonung und Nachsicht geübt habe, und daß ich diese Ordre mit schwerem Herzen erlasse. Ich werde mich künftig nur Ihrer ausgezeichneten früheren Dienste mit dankbarer Anerkennung erinnern und werde es völlig vergessen, daß Sie jetzt Ihrem Könige nicht Ihren Eigenwillen zu opfern vermochten. H. Q. Reims, den 12. Sept. 1870.

Wilhelm.

* **Hofball in Luxemburg.** Zu dem gestrigen Hofball im großherzoglichen Palais, schreibt die „Luxemburger Ztg." vom 24. Jan., waren über 300 Einladungen ergangen. Das diplomatische Korps war vollzählig. Anwesend waren ferner die Mitglieder der Regierung und des Kammerbureaus, mehrere Deputierte, die Spitzen der Behörden, das Offizierkorps, die beiden Schöffen der Hauptstadt, sowie viele Notabilitäten aus Stadt und Land, die Mehrzahl mit ihren Damen. Auch nach auswärts waren Einladungen geschickt worden. So war u. a. der Regierungspräsident zur Nedden aus Trier erschienen, sowie der Majoratsherr v. Kesselstadt; das 5. Ulanenregiment von Düsseldorf, dessen Chef der Großherzog ist, war durch eine Abordnung mit dem Obersten an der Spitze vertreten, ebenso das badische Leib-Grenadierregiment; außerdem waren Offiziere der benachbarten Garnisonen geladen, jedoch waren nur die deutschen gekommen, die belgischen hatten wegen des Sterbetages des Prinzen Baudouin abgesagt, während die französischen, wie es hieß, den nötigen Urlaub nicht erhalten hatten. In dem renovierten Fürstensaal, der durch den vom Wiener Architekten Seidel ausgeführten Plafond mit dem die Friedensidee darstellenden Schaper'schen Deckgemälde bedeutend gewonnen hat, hatte sich das diplomatische Korps aufgestellt. Von diesem Saale aus hielt die großherzogliche Familie ihren Eintritt. Der Großherzog, der die luxemburgische Uniform trug, hat sich von seinem letzten Unfall vollkommen erholt; er bewegte sich während des ganzen Abends in ungezwungener und leutseliger Unterhaltung in der Mitte seiner Gäste. Die Großherzogin trug eine weißseidene mit Veilchenbouquets durchwirkte Toilette und einen Diamantschmuck, wie man ihn selten zu Gesicht bekommt. Der Erbgroßherzog hatte seine rote Husarenuniform angelegt, während die Erbgroßherzogin eine kostbare reich gestickte, weiße Seidenrobe trug. Der Großherzog zog sich nach dem Souper zurück, während die Großherzogin und das erbgroßherzogliche Paar bis zum Schlusse des Balles blieben, der gegen 2 Uhr sein Ende erreichte.

* **Hermann v. Lingg-Feier in München.** Man schreibt uns aus München: Der achtzigste Geburtstag des verehrten Dichters der in unserer Stadt eine allbekannte Persönlichkeit ist, hat Anlaß zu den mannigfachsten Huldigungen geboten, die gestern im Hoftheater bei einer recht guten Vorstellung der Lingg'schen Tragödie „Doge und Corsar" ihren Höhepunkt fanden. Mehrmals wurde der greise Dichter hervorgejubelt, um Lorbeer und laute Ausdrücke der Dankbarkeit zu ernten. — Uns ist Lingg aus den schönen Zeiten des „Symposions" Maximilians II. eine vertraute Erscheinung, und nur wer die litterarischen Ideale jener, uns trotz aller Jubiläumsbeteuerungen doch sehr fernen Zeit, mit historischem, dabei nicht kaltem Blick betrachtet, wird seinen Wert für die deutsche Litteratur schätzen können. Wenn die Allermodernsten mit jener Akkomodationsfähigkeit, die zu gewissen Zeiten befremdlich wirkt, Lingg als dem „großen deutschen Dichter" huldigen, so darf man wohl ein wenig an der Aufrichtigkeit ihrer Bewunderung zweifeln; denn ehrliche Pietät kann man den „modernen" ebensowenig nachrühmen, wie klares Verständnis für das, was der Dichtkunst einer vergangenen Epoche ihre Größe und Kraft verlieh. Wir wollten diese Worte nicht ersparen, weil wir glauben, daß dem Dichter selbst, der uns in seinen lyrischen, epischen und dramatischen Werken so viel Gutes und Wertvolles gegeben hat, die Huldigung derer, die ihn längst zu den Toten gezählt haben, die über die meisten seiner Mitkämpfer längst zur Tagesordnung übergegangen sind, peinlich gewesen sein mag. Trotzdem wird er empfunden haben, daß in München, das ihn zu seinen Ehrenbürgern zählt, die Sympathien für den prächtigen, ernsten und doch so gütigen Menschen und für den greisen Dichter an seinem Ehrentage nicht zu erzwungenem, sondern zu echtem und freudigem Ausdruck gekommen sind. In multos annos!

* **Die reichsten Leute in Berlin.** Nach der neuen Einkommensteuerstatistik wohnen von den elf reichsten Personen in Preußen mit über 30 Millionen Mark Vermögen 4 in Schlesien, je 2 in Hessen-Nassau und in Rheinland, 1 in Westfalen und 2 in Berlin. Im ganzen zählt Berlin 1306 Millionäre gegen 1221 im Jahre 1897, so daß ihre Zahl um 85 oder 7,0 v. H., mithin verhältnismäßig noch nicht halb so stark wie im ganzen Staat zugenommen hat. Im Regierungsbezirk Potsdam, wozu die Vororte von Berlin gehören, sind 136 Millionäre vorhanden, gegen 109 im Jahre 1897, so daß hier eine Zunahme um 23 Proz. stattgefunden hat. Von den Berliner Millionären haben 839 (772) 1—2 Millionen, 267 (339) 2—5, 72 (86) 5—10, 13 (16) 10—15, 14 (12) 15—20,

3 (2) 20—25, 2 (4) 25—30, 2 (0) über 30 Millionen Mark. Unter allen Millionären sind 23 (im Jahre 1897 32) vorhanden, die ein Einkommen von noch nicht 3000 M. haben. Es sind dies vornehmlich wohl Besitzer von Baustellen, Vorortsländereien u. dergl.; von ihnen fallen 3 (6) auf Berlin und 5 (6) auf den Regierungsbezirk Potsdam. Was das Einkommen anlangt, so giebt es im preußischen Staat 148 Personen mit einem Einkommen von mehr als ½ Million Mark; im Jahre 1897 wurden 128, im Jahre 1896 nur 103 derartige Personen gezählt. Von ihnen beziehen 49 (43 und 27) ein Einkommen von mehr als 1 Million Mark. Von diesen Einkommen-Millionären entfallen 14 (14) auf Berlin, 13 (10) auf Hessen-Nassau, 10 (9) auf das Rheinland und 4 (3) auf Sachsen. Personen mit mehr als 100 000 M. Einkommen werden in Berlin 603 gezählt, gegen 563 im Jahre 1897.

* **Der milde Januar.** Deutlich lehrt es die jüngste Zeit, daß der große Wärmespender vom Atlantischen Ozean her wieder in voller Thätigkeit ist; wir stehen übrigens genau wie im letztjährigen Januar, seit Beginn des Jahres fortwährend unter dem milden Regime jenes unerschöpflichen Kalfaktors, der dem weißen, kalten Winter unerbittlich den Boden unter den Füßen entzieht. Wird das so fortdauern? Der verdiente Geograph und ausgezeichnete Berichterstatter über die nordischen Eisverhältnisse, Herr Habenicht in Gotha, giebt uns in nachstehendem seine Ansicht darüber kund: „Die relativ kalten Schmelzwasser der im vergangenen Frühjahr und Sommer besonders reichlich bei Neufundland in den Golfstrom eingetriebenen Eismassen scheinen, bei den vielfach über dem Ozean herrschend gewesenen Ostwinden, erst vor relativ kurzer Zeit an der norwegischen Küste angelangt zu sein. Die Durchschnittstemperatur des Dezember 1899 war in Christiansund um beinahe 3 Grad niedriger als im Dezember 1898. In den Vereinigten Staaten weicht die Witterung dieses Winters in bemerkenswertem Grade, aber in entgegengesetztem Sinne wie die von Norwegen, von der vorjährigen ab. Der vorjährige Winter trat bekanntlich in Nordamerika außerordentlich und anhaltend streng und kalt auf, wohingegen der diesjährige dort ziemlich milde zu verlaufen scheint. Vergleiche von langjährigen Aufzeichnungen haben nun ergeben, daß eine niedere Oberflächentemperatur der Meeresteile bei Christiansund während Dezember und Januar auf kältere Perioden in Mitteleuropa während der darauffolgende Monate Februar, März und April schließen läßt. Ebenso deutet auch die Gegensätzlichkeit, welche meist zwischen der Witterung Nordamerikas und Westeuropas besteht, auf zu erwartende Kälteperioden für letzteres. Leider haftet aber diesen Fernprognosen wegen Mangels an neuern Nachrichten über die Treibeisverhältnisse bei Island noch einige Unsicherheit an." — Wenig erbauliche Aussichten für das kommende Frühjahr!

↗ **Der winterharte Citronenbaum aus Japan.** Die in unserm Haushalt so vielfach verwendeten Früchte des Citronenbaumes müssen bekanntlich aus südlichen Ländern bezogen werden, da diese Pflanze in unserm nördlichen Klima nicht gedeiht. Erst in neuerer Zeit hat man herausgefunden, daß eine in Japan heimische Citronenart selbst strenge Winter mit Kältetemperaturen von über 20 Grad Réaumur ohne Bedeckung im Freien aushält und auch in kälteren Ländern mit Erfolg gezogen werden kann. Die ersten Anbauversuche mit diesem winterharten Citronenbaum wurden im nördlichen Amerika gemacht. Professor W. F. Massey vom North Carolina College of Agricultur berichtete damals in der Zeitschrift „Orchard and Garden", daß selbst ganz kleine Exemplare, die er zwischen die Hügel von Nordmaryland pflanzte, sehr gut gediehen und später auch Früchte getragen haben, trotzdem sie im Winter ohne jeglichen Schutz einer andauernden Kälte von 18 Grad Fahrenheit unter Null (mehr als 20 Grad Kälte nach unserm Réaumur-Thermometer) ausgesetzt waren. Jetzt werden diese Citronenbäume dort drüben schon sehr viel zur Ausschmückung der Gärten verwendet und jedenfalls auch als Kulturpflanze zum Massenbau einmal eine große Rolle spielen, wenn die in neuerer Zeit vom Ackerbau-Ministerium der Vereinigten Staaten angestellten Versuche, durch Befruchtung dieser winterharten Citrone mit anderen Orangearten, auch von letzteren, besonders der Apfelsine, winterharte Rassen zu erzielen, ein günstiges Resultat ergeben. Auch in Deutschland versucht man jetzt, diese winterharte Citrone einzuführen. Einer bekannten gärtnerischen Exportfirma ist es im vorigen Herbst gelungen, eine große Anzahl solcher Citronenbäume aus Japan zu importieren und haben sich dieselben auch hier in Deutschland als vollständig winterhart erwiesen. Wahrscheinlich werden nun auch viele deutsche Gärtnereien diese Citronenbäume in ihre Bestände aufnehmen, denn die verlockende Aussicht, sich im eigenen Garten am köstlichen Duft der Citronenblüte erfreuen, die goldigen Früchte selbst vom Baume pflücken zu können, dürfte manchen Gartenbesitzer zum Ankauf eines solchen Citronenbaumes veranlassen.

* **Die Witwe des Marschalls Bazaine,** die er im Jahre 1866 während des mexikanischen Feldzuges geheiratet hatte, ist laut telegraphischer Meldung in Mexiko gestorben. Sie war eine junge und schöne Mexikanerin und erhielt als Hochzeitsgeschenk von dem Kaiser Maximilian die Erlaubnis, das Palais Buena Vista bewohnen zu dürfen. Als der Marschall mit seiner Gemahlin nach Paris zurückgekehrt war, bewohnte er ein „Hotel" in den Champs-Elysées. Es ist noch erinnerlich, daß die Marschallin Bazaine mit ihren Kindern ihren Gemahl nach der Insel Sainte-Marguerite begleitete und daß es ihrer Entschlossenheit und auch der Kühnheit ihres Neffen Alvarez Rull zu danken war, daß Bazaine von dort entkam. Der Marschall und die Marschallin Bazaine zogen sich hierauf nach Spanien zurück. Nach dem Tode ihres Gemahls im Jahre 1888 begab sich die Witwe Bazaines wieder nach Mexiko zu ihren Verwandten. Madame Bazaine ist nur 58 Jahre alt geworden.

* **Ein „zerfetztes" Vermögen.** Das Opfer einer ungemein boshaften Rache ist — wie man aus Paris schreibt — die berühmte, seit einigen Jahren auch in Deutschland bekannte und beliebte Schauspielerin Mme. Réjane geworden. Als die Künstlerin vor wenigen Tagen von ihrem so außerordentlich erfolgreich verlaufenen Gastspiel in Monte Carlo nach der Seinestadt zurückkehrte, wartete ihrer beim Auspacken der Garderobe eine höchst unangenehme Ueberraschung. Kaum hatte eine Dienerin den Koffer mit den Kostümen der „Madame de Lavalette" geöffnet, als sie in einen Schreckensruf ausbrach, der die im Nebenzimmer weilende Herrin herbeieilen ließ. Starr vor Entsetzen hielt ihr die Zofe eine Toilette entgegen, die von oben bis unten wie mit einem Rasiermesser total zerschlitzt war. Die einzelnen Schnitte hielten unzählige Stecknadeln zusammen, sodaß es den Eindruck machte, als hätte man dadurch zu verhüten gesucht, daß das hinterlistige Verbrechen gar zu schnell entdeckt würde. In derselben schändlichen Weise wie diese eine Robe war der gesamte Inhalt des Koffers zugerichtet worden. Das bedeutete einen Verlust von mindestens 15000 Francs. Die Réjane geriet außer sich vor Zorn und öffnete mit eigenen zitternden Händen den zweiten Koffer, der die noch prächtigeren Gewänder der „Mme. Sans Gêne" enthielt. Mit einem Schrei prallte die Künstlerin zurück. Auch diese Toiletten, die einen Wert von mehr als 20000 Francs repräsentierten, waren alle in schmale Streifen zerschnitten und mit Stecknadeln zusammengesteckt. Die unvergleichliche Darstellerin der Madame Sans Gêne brach in heiße Thränen aus, als sie ihre eleganten, entzückenden Kostüme, die sie speziell für Monte Carlo hatte anfertigen lassen, in wertlosen Fetzen auf dem Fußboden liegen sah. Sie behauptet, und gewiß nicht mit Unrecht, daß nur eine Frau diese Nichtswürdigkeit begangen haben kann. Daß ein weibliches Mitglied ihrer Truppe die Schuldige sein könnte, hält Mme. Réjane für vollkommen ausgeschlossen. Die Künstlerin hat sofort die Polizei mit der Untersuchung der rätselhaften Angelegenheit beauftragt.

♁ **Die neueste Mode.** In New-York ist die „Geh-Manie" ausgebrochen. Schöne Wagen, Rad, das Automobil, alle die modernen Beförderungsmittel sind aus der Mode, wer auf guten Ton hält, muß zu dem primitivsten Beförderungsmittel zurückkehren, muß gehen. Natürlich sind die Aerzte mit der „neuen Mode" einmal ausnahmsweise einverstanden. Aber eine ganze Legion Aerzte hätte Tag für Tag predigen und alle möglichen Schreckensbilder den Nichtfußgängern ausmalen können, kein Mensch hätte darauf gehört; die Göttin Mode braucht nur zu winken, und alle ihre Diener gehorchen. Hunderte von hervorragenden New-Yorkern, deren Wagen sonst die Millionärstraße, die Fifth Avenue, herunterfausten, kann man jetzt zu Fuß durch die Straßen wandern sehen. Kaufleute suchen, was sie sonst nie gethan, nach den Sorgen des Tages abends Erholung in langen Spaziergängen. Bankiers, Rechtsanwälte, überhaupt alle, die tagsüber eine sitzende Lebensweise führen, gehen abends mit schnellem Schritt durch die Straßen der oberen Stadt, nicht etwa in die Cafés, sondern lediglich um zu gehen. Am schlechtesten kommen natürlich die Droschkenkutscher fort, die mit schelem Auge diese Pilgerzüge mit ansehen. Die Bankiers, sonst ihre ständigen Kunden, tragen statt der zierlichen Lackstiefel solche mit Doppelsohlen, wie man sie sonst nur auf dem Broadway zu sehen gewohnt war. Sie suchen in den vornehmsten Straßen der Stadt — „Ruhe und Erholung für ihre Nerven"; sie lassen sich bei dieser wichtigen Beschäftigung durch nichts stören, und erst wenn sie unter dem elektrischen Licht sitzen und ihre Füße unter Mahagonitische stecken, kehren ihre Gedanken zu Wermut und Aktien zurück. Merkwürdig, wenigstens wenn es wirklich wahr wäre, daß man aus „Gesundheitsrücksichten" geht, ist, daß es durchaus erforderlich sein soll, schnell zu gehen. Die Fußgänger wetteifern miteinander in der Schnelligkeit, und wer sich an dem Wettrennen nicht beteiligt, ist dem Gespött seiner Kollegen ausgesetzt, man verschreit ihn als alt und behauptet, er wäre nicht mehr gelenkig. An dieser „Geh-Manie" ist jeder beteiligt, der in New-York einen Namen hat. Henry Clews, die Wormsers, Arthur Hausman, George und Howard, Gould, die Richter des höchsten Gerichtshofes, u. s. w., u. s. w. — alles „geht". Es ist aber kaum anzunehmen, daß diese Mode bei den vornehmen Herren in New-York lange andauert, ihr fehlt dafür die wesentlichste Voraussetzung: sie ist nicht teuer, und sie wird — von gar zu Vielen, ganz unfreiwillig, mitgemacht.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in